Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 28 (2002)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Daniel Barben und Gabriele Abels (Hrsg.), Biotechnologie – Globalisierung – Demokratie. Politische Gestaltung transnationaler Technikentwicklung, Berlin: Edition Sigma, 2000, 434 Seiten

Die HerausgeberInnen wollen die vielgestaltige und mittlerweile gut 30jährige Entwicklung der modernen *Biotechnologie* sozialwissenschaftlich analysierbar machen. Sie wollen diese Entwicklung in direktem Bezug zu jenem Phänomen zunehmender Internationalisierung von Forschung und Handel diskutieren, welches seit den frühen 90er Jahren mit dem Begriff der *Globalisierung* bezeichnet wird. Mit *Demokratie* und dem Untertitel «Politische Gestaltung transnationaler Technologieentwicklung» benennen sie aber den zentralen Referenzpunkt und den Anspruch des Buches: Die Suche nach und Beschreibung von demokratischen Handlungsspielräumen technischer Entwicklung, wie sie sich in Folge der tiefgreifenden ökonomischen und politischen Transformationsprozesse seit den 70er Jahren ergeben haben.

Der Sammelband geht auf eine von den HerausgeberInnen organisierte Tagung des Arbeitskreises Politik und Technik der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft zurück, welche im Oktober 1998 am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung stattgefunden hat. Für den Band sind noch weitere AutorInnen gewonnen worden, wobei es sich bei allen Texten um Originalbeiträge handelt. Im Vorwort betonen die HerausgeberInnen die intensive Arbeit an den Texten mit den AutorInnen und geben damit einen Hinweis auf die Schwierigkeit, zu dieser neuen und sehr komplexen Thematik einen kohärenten Sammelband herauszugeben. Dem vielschichtigen Charakter der Biotechnologie entsprechend sind Beiträge aus den Disziplinen Politikwissenschaft, Soziologie, Ökonomie, Rechtswissenschaft und Philosophie zusammengeführt worden.

Im einleitenden Beitrag beschreibt Daniel Barben diese neue Perspektive für die sozialwissenschaftliche Forschung, indem er die drei Themenbereiche Biotechnologie, Globalisierung und Demokratie systematisch aufeinander bezieht. Den zunächst als diffus beschriebenen Zusammenhang versucht er mit einigen grundsätzlichen Überlegungen zu erschliessen. Mit dieser neuen Perspektive will Barben nicht nur ein besseres Verständnis bestimmter Aspekte der Biotechnologieentwicklung erlangen, sondern am Beispiel der Biotechnologie auch einen exemplarischen Zugang zum Begreifen des Verhältnisses von Globalisierung und Demokratie gewinnen.

Die 19 Beiträge des Sammelbandes werden in einen einleitenden (Daniel Barben; Wolf-Dieter Narr) und sechs thematische Abschnitte gegliedert.

Im zweiten Abschnitt «Forschungsorganisation und Technologieleitbilder» (Rainer Hohlfeld; Gabriele Abels) wird der

Einfluss der wissenschaftsinternen Dynamik auf die Gestaltung der Technikentwicklung herausgearbeitet. Im dritten Kapitel «Globale Konfiguration von Handel, Umwelt und Entwicklung» (René von Schomberg, Volker Heins, Gudrun Henne) stehen die Institutionen und Organisationen der Weltwirtschaft und der Weltpolitik im Vordergrund. Konflikte innerhalb wie auch zwischen Norden und Süden werden beschrieben. Im mit fünf Beiträgen umfangreichsten Abschnitt IV «Nationale und regionale Innovationsansätze» (Ulrich Dolata; Maria Behrens; Oliver Pfirrmann und Maryann P. Feldman; Lai Si Tsui-Auch; Ana Karina Galve-Peritore und N. Patrick Peritore) wird der Frage nachgegangen, welche Rolle den nationalstaatlichen Rahmenbedingungen bei der Formung der stark am Weltmarkt orientierten biotechnologischen Entwicklung zukommt. Im fünften Kapitel diskutieren zwei Arbeiten das Problem «Nationale und supranationale Regulierung» (Maria-Luise Schneider, Franz Seifert) am Beispiel Deutschlands, der Schweiz und Österreichs sowie der EU. Im sechsten Abschnitt «Modelle der Partizipation und Technikfolgenabschätzung» (Alfons Bora; Frank Fischer) werden die Möglichkeiten zur Partizipation an technologischen Entwicklungen am Beispiel der Biotechnologie diskutiert. Und im letzten Abschnitt «Möglichkeiten und Grenzen des Diskurses und der Bioethik» (Hans-Martin Schönherr-Mann; Andreas Brenner; Kathrin Braun) wird die Ambivalenz – Kritik oder Legitimation – ethischer Argumentationen im Biotechnologie-Diskurs beschrieben.

Die 19 Aufsätze machen deutlich, dass die neue Biotechnologie tatsächlich tiefgreifende Auswirkungen auf die verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche hat, welches ihr schon zu Beginn ihrer Entwicklung vorhergesagt wurde. Hatten BefürworterInnen und GegnerInnen lange Zeit über hypothetische Fragen gestritten, lassen sich heute nach 30 Jahren moderner biotechnologischer Entwicklung interessante Forschungsfragen mit einer Fülle von historischem Material beantworten. Besonders deutlich wird diese Verlagerung der Diskussion von der hypothetischen auf die empirische Ebene in den Beiträgen von Gabriele Abels und Kathrin Braun.

Gabriele Abels bearbeitet die mittlerweile gut 15jährige Geschichte des Human-Genom-Projektes. In ihrem Beitrag «Das globale Genom: Forschung und Forschungspolitik zum menschlichen Genom zwischen Kooperation und Konkurrenz» rekonstruiert sie die Entstehung der transnationalen wissenschaftlichen und forschungspolitischen Netzwerke zur Entschlüsselung des menschlichen Erbgutes. Sie arbeitet die verschiedenen Akteurskonstellationen heraus und kommt zum Schluss, dass es einer «epistemic community» gelungen ist, den Entscheidungsrahmen politischer Akteure wesentlich mitzubestimmen. Gleichzeitig kann Abels zeigen, wie als Folge der «intensiven wissenschaftspolitischen Konflikte» bei der Genese zahlreicher nationaler Humangenomprogramme die Genomforschung nicht mehr «allein auf die Gewinnung wissenschaftlicher Erkenntnisse hin orientiert ist, sondern auch auf Projekte mit potentiellen ökonomischen Verwertungsmöglichkeiten» (103).

Das mittlerweile reiche empirische Material zur modernen Biotechnologie nutzt auch Kathrin Braun für ihren Beitrag «Grenzen des Diskurses: Biomedizin, Bioethik und demokratischer Diskurs». Die Singer-Debatte Ende der 80er Jahre und die Auseinandersetzungen zur Bioethikkonvention des Europarates in den 90er Jahren stellen für sie zwei politische Ereignisse dar, anhand derer sich die Frage nach den Grenzen des Diskurses trennscharf analysieren lässt. Besonders interessant ist die grosse Überschneidung zwischen den Akteuren, welche in der Singer-Debatte ein Ende des Diskurses und bei der Bioethikkonvention seinen Beginn forderten. In beiden Konflikten spielten die Behindertenorganisationen eine wichtige Rolle. Braun kann überzeugend herausarbeiten, dass diese diametral unterschiedlichen Forderungen demselben Rationalitätsverständnis entsprechen, welches sich nicht auf eine Diskussion über das Lebensrecht

von Behinderten einlässt. Zum Schluss fragt sie denn auch, ob es nicht analog zum Recht auf Nicht-Wissen ein Recht auf Nicht-Reden geben müsste und damit auch Grenzen des Diskurses zu bezeichnen wären.

Dem hohen Anspruch der HerausgeberInnen an die gleichzeitige Thematisierung der Biotechnologie mit Globalisierung und Demokratie können nur wenige Beiträge wirklich gerecht werden. Alle beleuchten sie eine interessante Facette biotechnologischer Entwicklung und alle erschliessen sie auch systematische Bezüge zu Globalisierung oder Demokratie. Beiträge wie jener von Volker Heins zur «Modernisierung als Kolonisierung? Interkulturelle Konflikte um die Patentierung von ‹Leben›» zeigen aber, dass der vorgegebene Anspruch nicht vermessen ist.

Heins problematisiert zu Beginn seines Beitrages den sozialwissenschaftlichen Mainstream, bei welchem sich «weitgehend das Bild einer freundlichen, konfliktarmen und demokratieverträglichen Globalisierung durchgesetzt hat» (131). Demgegenüber postuliert er ein Verständnis der Globalisierung als einem «Konflikt um die soziale Gestalt der weltweiten Modernisierung und um mögliche Alternativen dazu» (132). Am Beispiel der durch die neue Biotechnologie ausgelösten Patentierungskonflikte zeigt er, wie sich die Konflikte im Weltmassstab nicht nur zwischen Technik-OptimistInnen und Technik-SkeptikerInnen abspielen, sondern auch zwischen den «Anhängern ganz unterschiedlicher Negativszenarien»(131). Heins skizziert zum Schluss drei mögliche Deutungscodes für das Verständnis des Konfliktes um Biotechnologien und Bioressourcen. Den klassischen Deutungscode «Nord-Süd Verteilungskonflikt» um knappe Güter beschreibt er als etwas verblichene Zentralmetapher. Zwei eher im Trend liegende Codes sieht er in den Konflikttypen «Globale Zivilgesellschaft vs. WTO und Bio-Industrie» und «Aufgeklärte Staaten vs. ‹uncivil society›». Für Heins sind alle drei Deutungsvarianten für die heutige Situation nur bruchstückhaft. Weiterführend ist für ihn in erster Linie die Variante «Globale Zivilgesellschaft vs. WTO und Bio-Industrie». Es würde aber «darauf ankommen, die geläufigen Konzepte der ‹transnationalen Zivilgesellschaft› von dem konvergenztheoretischen Ballast zu befreien, mit dem sie nach dem Ende des Kalten Krieges belastet wurden. Weder Industrie und Technik führen die Menschheit zusammen (eine These der 60er Jahre) noch deren körperlich schädliche oder moralisch irritierende Nebenfolgen (eine These der 90er Jahre)» (151).

Mit dem Buch wird ein vielversprechender Anfang gemacht, Biotechnologie, Globalisierung und Demokratie gleichzeitig ins Blickfeld wissenschaftlicher Beschäftigung zu nehmen. Dass man gerne auch noch ein synthetisierendes Kapitel zu den eingangs formulierten Ansprüchen gelesen hätte, kann hier sowohl als Kritik an den HerausgeberInnen, wie auch als Aufforderung für die weitere Entfaltung und Systematisierung dieser neuen Forschungsperspektive verstanden werden. Was kann denn nun aus diesen Beiträgen für den systematischen Zusammenhang zwischen Biotechnologieentwicklung, Globalisierung und Demokratie gewonnen werden und wie kann auch der zweite Anspruch der HerausgeberInnen auf besseres Verständnis des Verhältnisses von Globalisierung und Demokratie am Beispiel der Biotechnologie eingelöst werden? Kann diese Perspektive auch für die Diskussion von anderen so genannten Schlüsseltechnologien fruchtbar gemacht werden? Zum Beispiel für die sich rasant entwickelnde und erst wenig definierte Nanotechnologie, welche von den Sozialwissenschaften noch kaum thematisiert wurde.

Es wird sich zeigen, ob sich einzelne AutorInnen der enormen Komplexität dieser Forschungsperspektive gewachsen zeigen werden. Man darf auf jeden Fall gespannt sein auf weitere Arbeiten mit dem hier vorgestellten Anspruch.

Bernhard Nievergelt
Josefstr. 194, 8005 Zürich
nievergelt@dial.eunet.ch

Windeler, Arnold (2001), Unternehmungsnetzwerke. Konstitution und Strukturation, Opladen: Westdeutscher Verlag, 400 Seiten

Anthony Giddens' Strukturationstheorie geniesst nicht nur in der Organisationssoziologie und -theorie (vgl. Walgenbach, 1999), sondern auch in der Geografie und nicht zuletzt in der Betriebswirtschaftslehre ein hohes Prestige. Von daher überrascht es kaum, dass der Berliner Betriebswirtschafter Arnold Windeler in Giddens' Konzept der Strukturation einen fruchtbaren Ausgangspunkt für die Konstruktion einer Theorie der Unternehmensnetzwerke sieht, die sich überdies für die Untersuchung von sozialen Systemen anbiete und zur konzeptionell-theoretischen Erneuerung der Industriesoziologie beitrage. Dieser Theorieentwurf sei – so informiert bereits der Klappentext – angesichts der Defizite der dominanten Ansätze zur Analyse von Unternehmensnetzwerken auch bitter nötig. Dabei richtet sich Windelers Augenmerk vornehmlich auf die Defizite von zwei prominenten Theoriegruppen. So diagnostiziert er, dass das Konzept der «systemischen Rationalisierung» und die «strukturelle Netzwerkanalyse» gleichermassen die kognitiven Fähigkeiten der involvierten Akteuren und den institutionellen Kontext der Netzwerkkonstruktion vernachlässigen.

Das Buch enthält drei Teile: Im ersten Teil wird ein kurzer Überblick über die Netzwerkforschung in der Betriebswirtschaftslehre vermittelt. Der zweite Teil setzt sich kritisch mit dem von deutschen Industriesoziologen (Baethge, Altman et al.) kreierten Konzept der «systemischen Rationalisierung» und mit der soziologischen Netzwerkperspektive auseinander. Im Hauptteil, der sich über mehr als 200 Seiten erstreckt, entwickelt Windeler dann auf der Grundlage der Strukturationstheorie in sechs Schritten seine eigene Position.

Das in den 1980er Jahren propagierte Konzept der «systemischen Rationalisierung» bezeichnet seinen Protagonisten zufolge einen Rationalisierungtyp, der sich durch die Integration gesamtbetrieblicher Prozesse, die Verknüpfung von betriebsinternen und betriebsexternen Teilprozessen und die datentechnisch gestützte Verknüpfung und Integration der Teilprozesse vom bislang dominanten tayloristisch gefärbten Rationalisierungstyp unterscheidet. Für die Analyse von Unternehmensnetzwerken war die Diffusion des Konzepts vor allem deshalb wichtig, weil sich damit der Analysefokus von der innerbetrieblichen Ebene auf die Ebene der zwischenbetrieblichen Netzwerkstrukturen und intersystemischen Relationen verlagerte. Obwohl Windeler diesen Verdienst nicht in Abrede stellt, betont er drei fundamentale Schwächen. In theoretischer Hinsicht bemängelt er vorab, dass das «Zusammenspiel der Handlungsweisen der Akteure mit den für sie relevanten Kontexten, inklusive den Bruchstellen kapitalistischer Entwicklung und dem Wandel des Institutionengefüges mit seinen normativen, kognitiven und kulturellen Aspekten, nicht systematisch aufgenommen wird.» (S. 84). Kurzum: Die politische und ökonomische Basis der Konstitution systemischer Rationalisierung würden ausgeblendet. Problematisch sei aber auch – so fährt er fort – die damit verbundene *historisierende* Annahme, die Grenzen des Betriebs seien früher ungleich deutlicher gewesen.

Auch die in Georg Simmels Soziologie verankerte strukturelle Netzwerkperspektive und -analyse bietet Windeler zufolge keine befriedigende Theoriealternative. Zwar räumt er ein, dass deren Grundannahme, wonach die Strategien, Strukturen und die Performanz von ökonomischen Akteuren durch ihr Beziehungsnetz und die Strukturmerkmale dieses Netzwerkes beeinflusst werden, «einleuchtend und lehrreich» (S. 117) sind. Dennoch sei dieser Ansatz insofern defizitär, als sich damit a) der Wandel der Netzwerke nicht erfassen lasse, b) das soziologische Grundproblem der Vermittlung von Handlung und Struktur nicht lösen lasse und c) die intraorganisationellen Kommunikations- und Koordinationsprozesse unberücksichtigt blieben. Diese Diagnose

mündet in das ernüchternde Fazit, dass die Analyse von Unternehmensnetzwerken einer Theorie bedürfe, dies erlaube, «Prozesse der Konstitution als Vermittlung von Handlung, System und Institution zu thematisieren und dabei gebührend zu berücksichtigen, dass diese Konstitutionsprozesse über soziale Praktiken aktiver und reflexiver Akteure über systemspezifische Regulationen vermittelt sind.» (S. 123).

Ungleich besser als die angesprochenen Ansätze schneidet diesbezüglich Giddens' Strukturationstheorie ab. Entsprechend würdigt Windeler zu Beginn des Hauptteils die Strukturationstheorie mit einer Skizze ihrer Hauptelemente. Darauf aufbauend befasst er sich mit Netzwerkpraktiken, Handlungen und Akteuren in Unternehmensnetzwerken, Unternehmensnetzwerken als sozialen Systemen, sozialen Institutionen und der Dualität von Netzwerkstrukturen. Dabei konzeptualisiert Windeler zunächst Unternehmensnetzwerke mit Rekurs auf Luhmann als Systeme, deren Ebene der *sozialen Praktiken* zwischen der Ebene der praktischen Handlungen und Strategien der *Netzwerkakteure* und der Praxisebene der «gesellschaftlichen Totalitäten» bzw. gesellschaftlichen Institutionen vermitteln. In Übereinstimmung mit Giddens betont er überdies die Reflexivitäts- und Wissensressourcen der Netzwerkakteure sowie die *aktive und rekursive Konstitution des Sozialen*. Mit anderen Worten: Da das *Soziale* durch wissende Akteure hervorgebracht wird, sei es nur durch Rekurs auf ihre Aktivitäten zu verstehen (S. 132).

Mit Giddens stimmt Windeler auch darin überein, dass der soziale Kontext einerseits die Repertoires an Wissens- und Machtressourcen der «knowledgeable» Akteure beeinflusst, andererseits aber auch von den Akteuren selbst beeinflusst wird. Unternehmensnetzwerke sind demzufolge nicht einfach *adaptive* Systeme, sondern Sozialsysteme, die nicht nur systeminterne Prozesse, sondern auch ihre Kontexte beeinflussen können (S. 155). Dieses Einflusspotential beruht nicht zuletzt auf der Fähigkeit des Netzwerks, die System(re-)produktion zu überwachen (reflexives Systemmonitoring), im Hinblick auf strategische Ziele zu «rationalisieren» und, ausgedrückt in Projekten und Plänen, zu «motivieren» (S. 215).

Unternehmensnetzwerke sind folglich dauerhafte, auf Vertrauen oder Macht beruhende Beziehungszusammenhänge zwischen mindestens drei Unternehmen, die weder von einem Alpha-Unternehmen kontrolliert noch durch Marktpreise reguliert werden (S. 232). Windeler unterscheidet sechs Gegenstände der *reflexiven* Netzwerkregulation. Netzwerke müssen demnach a) Unternehmen selegieren, b) Ressourcen alloziieren, c) die Aktivitäten der Praktiken evaluieren, d) das System integrieren, d) die Rechte und Pflichten der Mitglieder gestalten und f) die Systemgrenzen festlegen.

In einem weiteren Kapitel präsentiert Windeler das Konzept der «Netzwerkressource», definiert als materielle und immaterielle Ressource, die den Akteuren zur Kreation von Herrschaft im Netzwerk und gegenüber externen Akteuren dient (S. 315). Abschliessend führt Windeler das Konzept der «reflexiven Vernetzung» ein. Bezeichnet wird damit die Neigung der Unternehmen, die Konstitution der Vernetzung verstärkt einem reflexiven Monitoring zu unterziehen, Veränderungen des Kontexts zu vergegenwärtigen und sich bei der Regulation weniger an der Tradition, dem «schützenden Kokon» (Giddens), als an der diskursiv erzielten Wissensbasis über die Konstitution der Vernetzung. Dabei distanziert sich Windeler von der populären Vorstellung, dass Netzwerke der neue «one best way» zur Erzielung höherer Effizienz sind und daher den Aufstieg der «Netzwerkgesellschaft» (Manuel Castells) markieren. Oder mit den Worten des Autors: «Eine Pluralisierung ökonomischer Regulation scheint mir insgesamt wahrscheinlicher als die Konvergenz in einem neuen, gar universellen Produktionsparadigma, [...]» (S. 342).

Windelers Buch ist zweifellos ein gelungenes Beispiel dafür, wie sich «grosse» Theo-

rieansätze auf einen spezifischen Forschungsgegenstand fokussieren lassen. Lobenswert ist insbesondere, dass der Autor zumindest in Ansätzen versucht, Giddens' Strukturationstheorie und Luhmanns Systemtheorie zu integrieren. Im weiteren bietet das Buch eine gut informierte Argumentationsbasis für die Kernthese, dass Unternehmensnetzwerke einerseits durch reflexive und wissensfähige (knowledgeable) Akteure konstituiert werden und andererseits zur (Re-) produktion sozialer Strukturen beitragen.

An sich könnte man es bei der Würdigung der positiven Aspekte des Buchs belassen, würde der Autor nicht zu Beginn (S. 11) proklamieren, dass das Wissen über Unternehmensnetzwerke bislang «erstaunlich begrenzt» sei und sein Buch dazu beitrage, die Defizite der «dominanten Netzwerkansätze» zu überwinden, und «empirische Analysen der Vernetzung zu informieren» (S. 11). Dass das Wissen über Unternehmensnetzwerke wie jedes andere Wissen begrenzt ist, ist an sich schon eine äusserst triviale Bemerkung und täuscht im vorliegenden Fall darüber hinweg, dass a) die Vernetzung von Unternehmen seit Beginn des 20. Jahrhunderts erforscht wird (Marshall; Jeidels), b) inzwischen eine kaum mehr überblickbare Menge von empirischen Studien existiert und c) z. B. mit Scotts Synopse (1997) inzwischen ein vielversprechender Versuch vorliegt, das unübersichtlich gewordene Forschungsfeld zu strukturieren. Leider blendet der Autor all diese Erkenntnisse und Bestrebungen genauso aus wie etwa den theoretischen Beitrag des Ressourcenabhängigkeits-Ansatzes (Pfeffer und Salancik, 1978) für die Analyse interorganisationeller Beziehungen.

Auch der Vorwurf des Autors an die Adresse der Netzwerkanalytiker, sie würden das Agency-Problem vernachlässigen, ist nicht besonders originell (vgl. Hainess, 1988; Mizruchi, 1994; Emirbayer und Goodwin, 1994). Dass beide Beiträge kaum zur Kenntnis genommen werden, erstaunt allerdings ungleich weniger als die Tatsache, dass der Autor unterschlägt, dass wichtige Protagonisten des strukturellen Netzwerkansatzes sich dieser Problematik bewusst sind und bereits Lösungsvorschläge entwickelt haben. Auch wenn diese Vorschläge unbefriedigend (z. B. Burt, 1982 oder White, 1992) sein sollten, hätte das Buch zweifellos davon profitiert, wenn Windeler diese Werke nicht schlicht ignoriert, sondern einer kritischen Würdigung unterzogen hätte.

Irritationen bereitet vor allem aber die Tatsache, dass Windeler einerseits zwar dem strukturellen Netzwerkansatz völlig zu Recht theoretische Defizite vorwirft, zugleich aber alle ernsthafte epistemologischen Einwände gegen Giddens' Strukturationstheorie (z. B. Gregson, 1989; Hekman, 1990) geflissentlich verschweigt oder – wie etwa der Vorwurf von Archer (1995), dass Giddens unzulässig Struktur und Handeln vermenge (conflate) und die strukturellen Barrieren des sozialen Handeln unterschätze – in eine Fussnote relegiert oder mit den Worten ad acta legt, dass die Kritiker verkennen, «dass in strukturationstheoretischer Sicht nicht, wie für positivistische Denker, Hypothesenbildung das Nonplusultra substantieller Theorie» ist (S. 149).

Dabei gilt es zu beachten, dass Giddens die Kritik an seiner Theorie durchaus ernst genommen und die Beiträge von «middle range»-Theorien und «empirielastigen» Studien nie bestritten hat. So betont er in seiner Replik (1989) auf Gregsons Vorwurf, dass seine Theorie kein methodologisches Fundament habe, dass Theoriebildung mit ontologischem Anspruch, notabene Giddens' Hauptanliegen, und empirische Forschung bis zu einem gewissen Grade autonom (relative autonomy) zu vollziehen sind: «Theoretical thinking needs in substantial part to proceed in its own terms and cannot be expected to be linked at every point to empirical considerations. [...] Empirical work, on the other hand, cannot proceed in the absence of abstract concepts or theoretical notions, but these are necessarily drawn upon selectively and cannot be ever-present» (S. 294 f.).

Genau diese Autonomie spricht Windeler im Unterschied zu Giddens jedoch dem strukturellen Netzwerkansatz und all jenen «Positivisten» ab, die sich aus forschungspragmatischen Gründen eher auf die defizitären «theories» etwa von Burt und Granovetter oder auf den Ressourcenabhängigkeits-Ansatz als auf Giddens «gedanken-, aber auch wortreicher Husarenritt durch die sozialwissenschaftliche Literatur» (Kreckel, 1989) abstützen. Mit anderen Worten: Der Autor ignoriert, dass der strukturelle Netzwerkansatz legitimerweise nicht die Agency-Problematik und Giddens' Struktur-Konzept (rules and resources, recursively implicated in the reproduction of social systems), sondern ähnlich wie Norbert Elias' Figurationstheorie das «System» bzw. Giddens' Terminologie zufolge das (empirische) Muster der sozialen Beziehungen zwischen den Akteuren fokussiert.

Trotz dieser kritischen Einwände bleibt resümierend festzuhalten, dass die Lektüre des Buches lohnt, und zwar vor allem deshalb, weil der Autor eine gute Einführung in Giddens' Strukturationstheorie bietet und darauf aufbauend sowie mit Rekurs auf verschiedene andere Theorien (Luhmann) in vorbildlicher Weise einen theoretischen Rahmen für die Analyse von Unternehmensnetzwerken entwickelt. Kurzum: Eine Pflichtlektüre für alle SozialwissenschafterInnen, die sich auf die Theoriearbeit konzentrieren, den gegenwärtigen Theorienpluralismus für unfruchtbar halten, Giddens' Strukturationstheorie schätzen und sich für die Entwicklung einer universellen und ontologisch begründeten «Theorie der Unternehmensnetzwerke» interessieren. LeserInnen, die auf eine ausgewogene Darstellung konkurrierender Paradigmen für die Analyse von Unternehmensnetzwerken oder eine Befruchtung ihrer an «middle range»-Theorien orientierten Analysen hoffen oder gar Antworten auf die Frage erwarten, welche institutionellen Faktoren die Diffusion der reflexiven Vernetzung fördern oder hemmen, dürfte das Buch hingegen enttäuschen.

Literatur

Archer, Margaret (1995), *Realist social theory: The morphogenetic approach,* Cambridge: Cambridge University Press.

Burt, Ronald S. (1982), *Toward a Structural Theory of Action. Network Models of Social Structure, Perception, and Action,* New York: Academic Press.

Emirbayer, Mustafa; Jeff Goodwin, (1994), Network analysis, culture, and the problem of agency, *American Journal of Sociology 99,* 1411–1454.

Giddens, Anthony (1989), A reply to my critics, S. 249–301, in David Held und John B. Thompson, Eds., *Social theories of Modern Societies: Anthony Giddens and his Critics,* Cambridge: Cambridge University Press.

Gregson, Nicky (1989), On the (ir)relevance of structuration theory to empirical research, S. 235–248, in David Held und John B. Thompson, Eds., *Social theories of Modern Societies: Anthony Giddens and his Critics,* Cambridge: Cambridge University Press.

Hekman, Susan J. (1990), Hermeneutics and the crisis of social theory, A critique of Giddens' Epistemology, S. 155–165, in Jon Clark, Celia Modgil und Sohan Modgil, Eds., *Anthony Giddens: Consensus and Controversy,* Basingstoke: Falmer Press.

Haines, Valerie A. (1988), Social network analysis, structuration theory and the holism-individualism debate, *Social Networks 10,* 157–182.

Kreckel, Reinhard (1992), Anthony Giddens' Sozialontologie – als Zeitkritik gelesen, *Soziologische Revue 12,* 339–345.

Mizruchi, Mark S. (1994), Social network analysis: recent achievements and current controversies, *Acta Sociologica 37,* 329–343.

Pfeffer, Jeffrey; Gerald R. Salancik (1978), *The External Control of Organizations,* New York: Harper and Row.

Scott, John (1997), *Corporate Business and Capitalist Classes,* Oxford: Oxford University Press.

Walgenbach, Peter (1999), Giddens' Theorie der Strukturierung, S. 355–376 in Alfred Kieser, Hrsg., *Organisationstheorien,* Stuttgart: Kohlhammer.

White, Harrison C. (1992), *Identity and Control: A Structural Theory of Social Action*, Princeton: Princeton University Press.

Michael Nollert
Soziologisches Institut der Universität Zürich,
Rämistrasse 69, 8001 Zürich
nollert@soziologie.unizh.ch

Birgit Fix, Religion und Familienpolitik. Deutschland, Belgien, Österreich und die Niederlande im Vergleich, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 2001, 224 Seiten

Birgit Fix untersucht in ihrer Dissertationsschrift den Einfluss von Religion auf die Institutionalisierung von Familienpolitik. Sie widmet sich damit einem Forschungsdesiderat der (vergleichenden) Wohlfahrtsstaatsforschung, welches in jüngster Zeit zunehmend in den Blick genommen wird, und leistet einen beachtenswerten Beitrag für die Erklärung der Entstehung von spezifischen Mustern wohlfahrtsstaatlicher Regulierung.

Den theoretischen Ausgangs- und Referenzpunkt der Arbeit bildet die insbesondere von Stein Rokkan entwickelte Analyse der Bedeutung der Staat-Kirche-Beziehungen für die Strukturierung der europäischen Gesellschaften. Religion, so lautet die Annahme, bildet einen wichtigen Faktor bei der Institutionalisierung von Familienpolitik. Das Untersuchungsdesign variiert die unabhängige Variable gezielt durch die Auswahl der Untersuchungsländer, indem Belgien und Österreich als überwiegend katholisch sowie Deutschland und die Niederlande als gemischt-konfessionell geprägte Länder gewählt werden. Belgien unterscheidet sich dabei von Österreich durch einen starken Staat-Kirche-Konflikt, während Deutschland und die Niederlande zwei Varianten des Protestantismus, den Lutheranismus und den Calvinismus, ins Spiel bringen. Das Explanandum spezifiziert sich in drei Subkategorien: Untersucht wird der Einfluss von Religion auf die Institutionalisierung von Kinderbetreuungseinrichtungen, von Familienzulagensystemen sowie von Mutterschutzregelungen.

Ganz klassisch entwickelt Birgit Fix zunächst forschungsleitende Hypothesen über den Zusammenhang zwischen Religion und den drei ausgewählten Bereichen der Institutionalisierung von Familienpolitik. Es folgt eine recht technisch gehaltene empirisch beschreibende Bestandsaufnahme der familienpolitischen Entwicklung in den vier Untersuchungsländern, die zwar notwendige Basisinformationen liefert, dem Lesevergnügen aber nicht unbedingt zuträglich ist. Zum Teil kann hier – und über diese Spannenderes versprechenden Stellen freut man sich – bereits über die Stichhaltigkeit der Hypothesen spekuliert werden. Die tatsächliche Überprüfung derselben erfolgt in drei in ihrer Überzeugungskraft sehr unterschiedlichen Kapiteln, die die jeweiligen länderspezifischen Akteurskonstellationen in Zusammenhang mit den familienpolitischen Leitideen der relevanten Akteure und den politisch-institutionellen Entscheidungsstrukturen vergleichend analysieren.

Die sehr kompakte Argumentation zum Einfluss von Religion auf die Entwicklung von Kinderbetreuungseinrichtungen besticht durch die konsistente Herleitung und Überprüfung der Ausgangshypothesen: Katholizismus in Verbindung mit einem heftigen Staat-Kirche-Konflikt sowie der Calvinismus stehen staatlicher Intervention skeptisch gegenüber und entwickeln ein starkes Interesse an der frühkindlichen Sozialisation. Dies führt zur Bildung von entsprechenden intermediären Organisationen (vor allem in den Niederlanden und in Deutschland) und insbesondere in versäulten Gesellschaften (Belgien, Niederlande) zu hohen Partizipationsraten in konfessionellen Betreuungseinrichtungen. Der Zusammenhang zwischen der Staat-Kirche-Beziehung und der Trägerstruktur von Kinderbetreuungseinrichtungen lässt sich empirisch eindeutig nachweisen und wird durch eine sehr überzeugende Analyse der Akteurskonstel-

lationen belegt. Hierbei wird zum einen durch den Prozess der Staaten- und Nationenbildung erklärt, warum es zu den je spezifischen Akteurskonstellationen gekommen ist. Zum anderen werden die familienpolitischen Ideen und Interessen der relevanten Akteure detailliert dargelegt.

Komplizierter und weniger eingängig gestaltet sich die Untersuchung des Einflusses von Religion auf die Institutionalisierung von Familienzulagensystemen. Fix geht davon aus, dass dem Katholizismus aufgrund seines Leitbildes des männlichen Familienernährers ein starkes Interesse an einem Familienlohn unterstellt werden kann, dieser aber aufgrund der anti-etatistischen Haltung der katholischen Kirche nicht staatlich, sondern arbeitgeberseitig zu finanzieren wäre. Eine gut organisierte katholische Arbeiterschaft und deren enge Verzahnung mit katholischen bzw. christdemokratischen Parteien würde eine derartige Strategie begünstigen. Die empirische Entwicklung der Familienzulagensysteme spricht für diese Hypothese: Sowohl Belgien als auch Österreich haben ein arbeitgeberfinanziertes Kindergeldsystem institutionalisiert, für die Niederlande gilt dies bis 1950. Alle drei Länder verfügen zudem über ein ausgeprägtes System der Sozialpartnerschaft. Die Akteursanalyse zeigt jedoch für den belgischen Fall, dass die Verzahnung christdemokratischer Parteien mit Teilen der Sozialpartner keine notwendige Voraussetzung darstellt.

Während in Bezug auf Kinderbetreuungseinrichtungen die Variable Religion über kirchennahe «kulturelle» Organisationen operationalisiert wird, stehen bei den Familienzulagensystemen katholische bzw. christdemokratische Parteien und Interessenvertretungen und ihre Vorstellungen zum Familienlohn im Zentrum. Inwiefern die letztgenannten Akteure jedoch tatsächlich explizit katholische Positionen vertreten und ob kulturelle Unterschiede zwischen den katholischen Positionen z. B. in Belgien und Österreich bestehen, wird aus der Analyse nicht klar. Die Frage, ob von einer einheitlichen katholischen Position gesprochen bzw. ob diese mit der Position einer Partei gleichgesetzt werden kann, stellt sich noch drängender im Kapitel zum Einfluss von Religion auf die Mutterschutzgesetzgebung.

Fix geht davon aus, dass die Kirchen kein ausgeprägtes Interesse an der Einführung von Mutterschutzregelungen entwikkelten, da die erwerbstätige Frau in dem Familienleitbild der Kirchen keinen Platz hatte. Man könnte an dieser Stelle auch anders argumentieren, dass nämlich die Kirchen sehr wohl ein Interesse daran gehabt haben könnten, erwerbstätige Mütter durch sozialpolitische Schutzbestimmungen zumindest für eine bestimmte Zeit vom Arbeitsmarkt fernzuhalten. Belege für ihre Hypothese findet Fix zum einen darin, dass in Belgien und den Niederlanden, wo die Kirchen parlamentarischen Einfluss ausüben konnten, keine entsprechende Gesetzgebung initiiert wurde. Zum anderen hätten in Deutschland und Österreich katholisch-konservative Kräfte der Mutterschutzregelung zwar zugestimmt, seien aber nicht die treibende politische Kraft dahinter gewesen. In diesem Punkt bleibt die Argumentation vergleichsweise schwach, und es hätte wohl eines genaueren Blicks auf die jeweiligen Gesetzgebungsprozesse und die parteipolitischen Positionen bedurft, um den Einfluss von Religion auf den Mutterschutz abschliessend beurteilen zu können.

Angesichts der Fülle an historischen Fakten und Zusammenhängen, die in der Arbeit aufbereitet werden, mag die Forderung nach detaillierteren Darstellungen befremden. Was alles kann man in einem Buch fassen, ohne ausufernd zu werden? Und was muss man erfassen, um nicht zu allgemein zu bleiben? Zugegeben eine schwierige Gratwanderung. An manchen Stellen will die Arbeit auch zu viel: Nicht nur der politische Einfluss katholischer bzw. christdemokratischer Interessengruppen soll erklärt werden, sondern auch die Entstehung der Akteurskonstellationen selbst. Letzteres erweist sich als schwieriges Unterfangen. So werden z. B. die länderspezifischen Varia-

tionen in den Akteurskonstellationen für das Feld der Familienzulagen zunächst auf die spezifische Entwicklung der Wirtschaftsstrukturen in den Untersuchungsländern zurückgeführt. Wie sich dieser Zusammenhang jedoch eigentlich herstellt, wird nicht deutlich, zumal die Autorin selbst später konstatiert, dass auch der Staaten- und Nationenbildungsprozess sowie der Demokratisierungsprozess Einfluss auf die Entwicklung der Akteurskonstellationen hatten. Der Vier-Länder-Vergleich muss hier beinahe zwangsläufig in der Fülle des historischen Materials und seiner multiplen Zusammenhänge unbefriedigend bleiben. Immerhin gelingt es der Autorin – und dies ist ein nicht geringes Verdienst – informative und gut aufgearbeitete Schneisen durch das Dickicht zu schlagen.

Eine Stärke der Arbeit liegt deshalb auch in dem ambitionierten Anliegen, Familienpolitikanalyse in eine historische Gesellschaftsanalyse einzubetten. Birgit Fix hat dies auf weiten Strecken eingelöst. Insbesondere für das Feld der Kinderbetreuungseinrichtungen gelingt ihr eine hervorragende Verbindung von theoretischen Annahmen und empirischen Belegen. Zu würdigen ist aber nicht nur die immense Breite der Arbeit, sondern auch der Ertrag für die vergleichende Wohlfahrtsstaatsforschung. Dem Puzzle zum Einfluss von Religion auf die Familienpolitik sind neue Teile hinzugefügt worden. Dass diese hinterfragt und ergänzt werden müssen, versteht sich von selbst, denn: Welchen Wert hätte eine wissenschaftliche Arbeit, die keine Fragen offen liesse?

Sigrid Leitner
Institut für Sozialpolitik
der Georg-August-Universität
Platz der Göttinger Sieben 3
D-37073 Göttingen
sleitne@gwdg.de

Vincent Caradec, Sociologie de la vieillesse et du vieillissement, Collection 128 « Sociologie », Paris : Nathan Université, 2001, 128 pages

Conformément à la vocation de la « Collection 128 », l'ouvrage de Vincent Caradec adopte la forme du manuel de synthèse, rassemblant des travaux menés dans le champ de la sociologie de la vieillesse et du vieillissement ces trente dernières années. Le découpage en trois chapitres fait écho à la distinction de trois objets d'études distincts au sein du champ : dans le premier chapitre, la vieillesse est étudiée en tant que strate d'âge et l'attention du sociologue est portée sur la construction sociale de cet âge de la vie; le deuxième chapitre est consacré aux personnes âgées en tant que groupe d'âge, en insistant sur la spécificité mais aussi l'hétérogénéité; le troisième chapitre examine le vieillissement comme processus et comme expérience.

S'appuyant sur la notion de parcours de vie, Vincent Caradec montre tout d'abord l'étape capitale que représente l'instauration du droit à la retraite dans la construction sociale de la vieillesse. La généralisation de la retraite conduit à un nouveau découpage social des âges, et donne naissance à une nouvelle catégorie sociale : les retraités. Par la suite, notamment sous l'impulsion des politiques françaises de la vieillesse, cette catégorie s'est fractionnée en sous-catégories (troisième âge, vieillesse dépendante, « seniors »). La présentation de cette nouvelle catégorisation est prolongée par une réflexion sur les représentations de la vieillesse – représentations souvent ambivalentes, voire contradictoires. Outre les figures historiques du sage vieillard et du vieillard décrépit, l'auteur convoque des figures plus inédites telles que la personne âgée amoureuse ou la personne âgée consommatrice de nouvelles technologies. Toutefois, malgré la multiplicité des contextes et la diversité des représentations, Caradec souligne « la polarisation des catégories apparues depuis les années 1960 (...) : d'un

côté, l'image souriante du ‹ troisième âge › et des 'seniors'; de l'autre, la vision beaucoup plus sombre du 'quatrième âge' et des 'personnes âgées dépendantes' » (p. 37).

Une dernière section consacrée aux rapports entre générations clôt l'examen de la vieillesse comme construit social. L'auteur pose la distinction entre générations familiales (position dans la généalogie familiale : grands-parents, parents, enfants) et les générations du *welfare* (position dans le système de répartition des ressources de l'Etat-Providence : jeunes en formation, actifs, retraités) avant d'examiner la question des solidarités (familiales et publiques) et la pertinence du débat sur le conflit des générations. Au-delà des divergences théoriques sur la définition et la mesure des inégalités générationnelles actuelles, le bref tour d'horizon effectué par Caradec laisse entrevoir que le véritable enjeu des solidarités est à venir et ceci pour au moins deux raisons. D'une part, la génération des retraités actuels est une génération privilégiée : après une vie active ayant pour contexte la croissance économique et le plein-emploi des 30 Glorieuses, cette génération a profité, le moment de la retraite venu, d'un système de pensions avantageux et de toute une série de mesures ponctuelles favorisant leur classe d'âge – au détriment des plus jeunes. On doit ainsi se poser la question des conditions dans lesquelles les générations suivantes vivront leur retraite, générations dont le parcours professionnel aura été entrecoupé de périodes de chômage et dont les possibilités d'assurer un « plan retraite » (assurances complémentaires, épargne) auront été réduites par la récession économique et l'affaiblissement de l'Etat-Providence. D'autre part, la vieillesse dépendante et sa croissance numérique, voire proportionnelle, met également à l'épreuve les solidarités en posant à la famille et à l'Etat la question de sa prise en charge.

Le deuxième chapitre est consacré aux études portant sur les personnes âgées en tant que groupe spécifique. On y passe en revue diverses façons d'appréhender les personnes âgées comme objet d'étude : par la définition des frontières (âge chronologique, âge social), par les modes de vie (les pratiques de retraite), par les valeurs, par la capacité à se mobiliser. L'auteur donne également quelques pistes méthodologiques : il expose la distinction entre effet d'âge, effet de génération (ou effet de cohorte) et effet de période (ou effet de moment), ainsi que trois dessins de recherche favorisant l'observation de l'un ou l'autre effet (approche transversale, approche diachronique et approche longitudinale). Afin d'illustrer la pluralité de points de vue et de méthodes, tout en démontrant la complexité sous-jacente à l'analyse d'un groupe apparemment homogène des « personnes âgées », Caradec présente une série d'études quantitatives (portant sur les valeurs des Français, le rapport à la politique, le rapport à la technologie, la pratique des loisirs) et qualitatives (typologies de pratiques de retraite, *ethos* et styles de vie à la retraite). En fin de chapitre, l'auteur concentre son attention sur des travaux portant sur quatre sous-populations aux modes de vie contrastés : les jeunes retraités, qui sont amenés à réaménager leur mode de vie après l'arrêt du travail; les personnes très âgées qui doivent faire face à la réduction de leur horizon spatial (repli sur l'espace domestique) et relationnel (baisse de sociabilité); les personnes âgées dépendantes, dont le mode de vie est fortement déterminé par les aides formelles et informelles à disposition; et enfin les personnes âgées vivant en institution pour lesquelles l'enjeu consiste à maintenir des relations, à l'extérieur de l'institution (famille, amis) et à l'intérieur de l'institution (résidants, membres du personnel). La revue des travaux sur les « personnes âgées » amène Caradec à conclure qu' « envisagée du point de vue des modes de vie, la catégorie des ‹ personnes âgées › apparaît assez peu consistante. Elle présente bien une certaine spécificité, mais celle-ci tend à s'atténuer » (p. 89).

Le dernier chapitre présente, en ouverture, deux théories classiques du vieillissement, développées aux Etats-Unis dans les

années 1950 et 1960 : la théorie de l'activité et la théorie du désengagement. Une fois brièvement énoncées les critiques adressées aux deux théories, Caradec privilégie deux apports théoriques parmi la littérature contemporaine. Les travaux de David Unruh, menés dans une perspective dynamique, insistent sur la diversité des mondes sociaux et de modes d'intégration. L'intégration sociale des personnes est ainsi à lire dans le temps, l'évolution se faisant à travers un double mouvement d'engagements et de désengagements. L'approche de Serge Clément est plus proche de la théorie du désengagement, la notion de « déprise » désignant un processus de réaménagement des activités et des relations permettant de minimiser l'effort pour la personne âgée. La présentation du vieillissement comme processus est complété par celle du vieillissement comme expérience, ou pour reprendre les termes de Caradec, « l 'être vieux ». On s'interroge ainsi sur le processus identitaire du vieillissement (le « devenir vieux ») et la transition identitaire qui marque l'entrée dans « l'être vieux ». Enfin, quatre moments de perturbation et de redéfinition identitaire sont examinés : la retraite, le veuvage, l'entrée en maison de retraite et l'approche de la mort, moment plus subjectif qui est défini par la prise de conscience de sa propre finitude.

L'ouvrage de Caradec se termine avec deux pages conclusives qui synthétisent et rappellent le fil conducteur suivi par l'auteur. La conclusion prend la forme d'une mise en garde contre les dangers de la catégorie des « personnes âgées » Le premier danger est l'homogénéisation et il convient de se méfier des résultats d'enquêtes faisant état de caractéristiques générales des « personnes âgées ». Le deuxième danger est la décontextualisation et le lecteur est appelé à se méfier de la généralité, les résultats d'enquêtes étant toujours à lire en regard de la population étudiée et de l'époque considérée.

Sociologie de la vieillesse et du vieillissement répond tout-à-fait aux exigences d'un manuel de synthèse. La grande majorité des auteurs francophones travaillant dans le domaine de la sociologie de la vieillesse et du vieillissement sont représentés à travers l'un ou l'autre de leurs travaux; la structure de l'ouvrage est très claire et les articulations entre les chapitres, sous-chapitres et sections rendent compte d'un remarquable souci didactique; la lecture est agréable et accessible. L'ouvrage prête toutefois à la critique, car il donne l'illusion au néophyte (et c'est bien à ce lectorat que s'adresse la Collection 128) qu'il a affaire à un état de la littérature complet et exhaustif dans le champ concerné.

La critique s'adresse non tant à la prédominance de la littérature francophone (française en grande majorité), mais bien plus à l'évidence avec laquelle cette littérature est privilégiée au détriment de la littérature anglo-saxonne, allemande ou scandinave. On imagine aisément les raisons qui ont présidé au choix des travaux présentés, mais il aurait été judicieux de préciser et d'argumenter ce choix dans une introduction. En l'absence de toute indication sur la sélection des auteurs et des travaux, Caradec occulte, voire balaie toute une frange de la sociologie de la vieillesse. On regrette ainsi l'absence de la gérontologie critique anglo-saxonne (M. Featherstone, M. Hepworth, A. Achenbaum, S. Katz, S. Biggs, et en particulier l'ouvrage collectif *Critical Approaches to Ageing and Later Life* édité par A. Jamieson, S. Harper et C. Victor) qui, bien que les publications ne soient pas toujours très accessibles, trouve régulièrement écho dans l'excellente revue *Ageing & Society* . Mêmes regrets pour les travaux scandinaves, dont les contributions originales (P. Öberg, L. Tornstam) auraient mérité une mention. Dans la section dévolue aux travaux quantitatifs, il aurait également été utile de signaler les grandes études longitudinales menées en Allemagne, en Suède, aux Etats-Unis. Rallonger la liste des manques ne rendrait pas justice à la qualité du travail de synthèse effectué par Caradec. Pourtant, une dernière remarque s'impose, car elle est tout-à-fait emblémati-

que : lorsque l'auteur cite rapidement les travaux de Margret et Paul Baltes dans la section consacrées aux théories du vieillissement (tout en rapprochant la théorie des Baltes à la notion de déprise de Serge Clément : un rapprochement qui n'engage que l'auteur), la référence citée n'est pas l'ouvrage original, devenu un classique (*Successful aging : perspectives from the behavioral sciences*), mais un article traduit dans un ouvrage collectif français !

En conclusion, l'ouvrage de Vincent Caradec intéressera tous les lecteurs en quête d'une introduction à la sociologie de la vieillesse et du vieillissement, tout en gardant à l'esprit que les travaux présentés ont fait l'objet d'une sélection. *Sociologie de la vieillesse et du vieillissement* est donc à considérer comme la synthèse des travaux récents issus du monde francophone : cette précision faite, on appréciera toutes les qualités qui n'ont pas trouvé leur place dans ce bref compte-rendu.

Cornelia Hummel
Département de sociologie
Université de Genève, 1211 Genève 4
cornelia.hummel@socio.unige.ch

Chapoulie Jean-Michel, La tradition sociologique de Chicago, 1892–1961, Paris, Seuil, 2001, 491 pages

Qu'est-ce qui fait la pérennité d'un courant de recherche en sociologie ? Pourquoi certains auteurs ou ouvrages en deviennent des emblèmes célèbres, rejettant dans l'ombre le travail et les réseaux collectifs sur lesquels ils prennent appui ? Parallèlement, que peut-on retenir aujourd'hui des spécificités de l'Ecole de Chicago, si tant est que l'on puisse parler « d'école » sans trahir l'hétérogénéité de cette tradition ? L'ouvrage de Jean-Michel Chapoulie aborde ce double registre d'interrogations. Par là, il offre un intérêt « documentaire » pour ceux qui, chercheurs ou enseignants, souhaitent approfondir leur connaissance des thématiques et de la méthodologie formant « la marque de référence » à Chicago : des enquêtes qualitatives, le plus souvent monographiques et spatialement circonscrites, qui abordent des problématiques telles que la sociologie urbaine, la sociologie de la déviance ou encore la sociologie du travail. Reconnu principalement à travers ses « figures » les plus tardives, Everett Hugues, Howard S. Becker, Anselm Strauss et Erwin Goffman, ce courant a déjà été l'objet de nombreuses études anglo-saxonnes. En Europe, il suscite un regain sensible d'intérêt depuis une vingtaine d'années par le biais de rééditions, de traductions et de commentaires. Après avoir participé à cette entreprise de publicisation, Jean-Michel Chapoulie vise ici à donner une présentation d'ensemble qui explicite les développements de cette perspective sociologique. Ayant saisi la possibilité de travailler aux Etats-Unis sur des fonds d'archives universitaires ou privés, il ne propose toutefois pas un manuel ou une synthèse de base. Il revisite l'histoire de cette manière particulière de concevoir la sociologie, d'abord pour rectifier quelques images préconçues (par exemple l'existence d'une opposition rigide entre sociologie qualitative et quantitative) et, plus fondamentalement, pour examiner comment se transmet une tradition sociologique.

Cette démarche s'inscrit dans une sociologie des disciplines scientifiques assez classique dans la mesure où elle s'interroge sur le contexte institutionnel (en l'occurrence l'organisation et le financement des sciences sociales dans les universités), social et historique dans lequel s'élaborent des travaux qui proposent des questionnements inédits pour leur époque. Elle décrit ainsi les spécificités du Département de sociologie de Chicago : ses débuts dans les années 1890 – avec des enseignants et des administrateurs peu en vue, exceptés William Thomas et Florian Znaniecki dont la recherche sur les paysans polonais sera ensuite considérée comme pionnière de la sociologie empirique de l'immigration; les orientations décisives données par Robert

Park et Ernest Burgess entre 1914–1933; les difficultés de positionnement, de succession, de réorganisation administrative auxquelles furent confrontés Louis Wirth, Herbert Blumer et Everett Hughes jusqu'aux années soixante.

Pour Jean-Michel Chapoulie, faire ressortir les continuités et les ruptures, le degré de cohérence de cet ensemble de recherches et de chercheurs permet de ne pas mésinterpréter les oeuvres, soit en les agrégeant artificiellement, soit en les décodant avec des clés anachroniques. Cette démarche apparaîtra relativement familière aux sociologues qui s'intéressent à l'histoire de leur discipline. Si elle ne débouche pas sur un éclairage inédit des rapports entre prise en charge politique et thématisation sociologique des questions sociales, entre réformes sociales et positionnement scientifique et militant des différentes disciplines des sciences sociales, elle apporte une contribution à une étude précise de ces relations, ce qui par ailleurs ne la rend pas toujours facile d'accès. Un tel regard contextualisé et réflexif se révèle d'autant plus pertinent lorsqu'il se porte sur une tradition sociologique dont une des spécificités est d'avoir construit ses objets d'investigation en relations étroites avec les transformations de l'environnement urbain de Chicago et avec les problèmes sociaux qui en résultaient.

Afin de rendre compte des évolutions de l'Ecole de Chicago dans leurs traits collectifs et singuliers, le livre est découpé en deux parties. La première intitulée « les recherches sociologiques dans leur contexte » retrace chronologiquement les enseignements et les recherches développés au Département de sociologie de Chicago. L'analyse reconstitue les caractéristiques sociales et les itinéraires des chercheurs qui transitent dans cette entité institutionnelle, mettant en évidence ce qu'ils ont d'atypique pour le milieu académique de l'époque. Elle explicite comment les membres du groupe se situent par rapport à ce qui gravite autour de lui – les recherches menées par les travailleurs sociaux, par l'administration ou les journalistes – et signale ce qui les différencie d'autres départements, dans d'autres universités avec lesquels ils sont en concurrence. Se dessinent alors comme traits distinctifs un intérêt constant pour les recherches empiriques contre un théoricisme abstrait ainsi qu'une valorisation des études de terrain localisées menées à partir des contacts des chercheurs dans des milieux sociaux diversifiés. Cette méthodologie ne sera cependant pas systématisée avant les années 1950–1960 et elle se verra remise en cause par la demande croissante d'enquêtes d'envergure nationale. Au niveau de la construction de ses objets, l'Ecole de Chicago se singularise par un engagement compréhensif vis-à-vis des groupes sociaux marginaux et défavorisés. Cette posture scientifique se distancie des positions réformistes ou conservatrices car elle vise moins à réinculquer à ces groupes les normes dominantes qu'à examiner comment ces normes en font des groupes discriminés, acculturés.

La deuxième partie du livre approfondit ces aspects en se centrant sur des « parcours de recherche ». Sélectionnant parmi l'ensemble des problématiques privilégiées par les sociologues de Chicago les études sur « le travail et les institutions », les études sur « la désorganisation sociale et l'étiquetage des groupes déviants » et celles sur « les relations entre races et cultures » – les travaux sur les communications de masse, sur les villes et sur la famille ont été laissés de côté –, Jean-Michel Chapoulie met en évidence comment se constituent progressivement des perspectives originales, des filiations ou des inflexions dans l'appréhension de ces thématiques. Pour terminer l'ouvrage et en bon continuateur du courant même qu'il étudie, il s'intéresse aux parcours de deux membres restés plus en marge du groupe, Nels Anderson et Donald Roy.

Spécialiste en sociologie de l'éducation et des professions, l'auteur adopte en tant que sociologue et historien de la discipline sociologique une perspective large, lorsqu'elle s'attache à brosser les conjonctures

– politiques, économiques et sociales – dans lesquelles s'ancrent les recherches : ainsi, ce sont des pans essentiels de l'histoire des Etats-Unis qui entrent en jeu pour expliquer l'intérêt des sociologues de Chicago pour les conflits interethniques ou pour les relations au sein des entreprises. D'où parfois quelques problèmes, bien compréhensibles, de cadrage de l'analyse entre le trop général et le très particulier. Ces difficultés apparaissent aussi au niveau de la délimitation temporelle : le terme de l'analyse fixé dans les années soixante n'est guère explicité, si ce n'est qu'il correspond à un moment d'éclatement de l'ensemble de la sociologie américaine, qui rend délicate toute approche monographique. De même, la question de la diffusion et de la réception des travaux de Chicago hors des Etats-Unis n'est évoquée que dans la conclusion. De ce point de vue comme du point de vue des relations des sociologues de Chicago avec l'anthropologie ou l'économie, l'analyse se présente comme plus ethnographiquement circonscrite que théorique.

Muriel Surdez
Département de Sociologie et médias
Université de Fribourg, Miséricorde
1700 Fribourg

Michel Callon, Pierre Lascoumes, Yannick Barthes, Agir dans un monde incertain : essai sur la démocratie technique, Paris: Seuil, 2001

Dans la pléthore d'ouvrages portant sur les questions relatives à la « gestion-des-risques » et la « place-des-experts-dans-nos-démocraties-occidentales », il n'est pas inutile de consulter le livre de Michel Callon, Pierre Lascoumes et Yannick Barthes. En effet, ces derniers dans un geste théorique typique des *social studies of science*, invitent à mettre entre parenthèse, momentanément et de manière bienvenue, un ensemble de notions comme le *risque*, *l'expertise* ou encore la *société du risque*, et de clivages consacrés tels qu'*experts et profanes, représentants et représentés* ou plus fondamentalement *fait et valeur, nature et culture*. De manière bienvenue, car tous ces lieux habituels des discours sur la manière dont la démocratie peut faire face à l'extension et la complexification des techniques ont souvent la fâcheuse tendance à insérer le questionnement dans un réseau analytique tout prêt ne permettant pas à des suggestions théoriques et pratiques originales d'émerger.

Brièvement résumée, l'idée centrale du livre est que de nouvelles procédures démocratiques se mettent progressivement en place afin de faire face aux défis posés par l'extension de l'incertitude relative à l'impact des progrès scientifiques et techniques. Cette incertitude est signalée par l'importance prise par les controverses socio-techniques relatives à des problèmes qui débordent les cadres traditionnels instaurés pour identifier et *prévenir* les *risques* techniques (traitement des déchets nucléaires, crise de la vache folle, OGM, affaire du sang contaminé, etc.).

Face à ces nouveaux enjeux, des forums publics inédits ont vu le jour. Les auteurs proposent de les nommer « forums hybrides ». Hybrides, car en suivant le fil des controverses qui s'y déroulent, on s'aperçoit que, tant qu'elles durent, le tracé des frontières entre « ce qui est reconnu comme indiscutablement technique et ce qui est reconnu comme indiscutablement social » ne cesse de fluctuer (p. 45). L'enjeu de cette distinction réside dans le fait que la qualification technique d'un problème tend à le soustraire à « l'emprise du débat public » alors que la reconnaissance de sa dimension sociale lui « redonne une chance d'être discuté dans des arènes publiques ». Afin de maintenir le débat le plus ouvert possible, il est important de suspendre momentanément les divisions qui servent habituellement à clore les controverses. Deux grands partages caractéristiques de nos sociétés occidentales sont ici visés : « celui qui sépare les spécialistes des profanes, celui qui met à distance les citoyens ordinaires de leurs représentants institutionnels » (p. 59).

C'est sur cette double distinction qu'est construite la démocratie « délégative » que l'on connaît. A cette forme démocratique, ils proposent de substituer, dans les moments caractérisés par une forte incertitude sociale et technique, une démocratie « dialogique » fondée sur l'exercice de la controverse. La controverse prend ainsi un statut particulier. Elle n'est plus ce qu'il faut éviter par des décisions rapides et tranchées, fondées sur le savoir scientifique. Au contraire, elle est revalorisée comme le moment qui permet l'élaboration d'un « monde commun », par le biais des explorations et des apprentissages qu'elle rend possible (p. 59). D'une part, elle permet de découvrir les différents acteurs concernés, de faire l'inventaire des problèmes qui se posent avec toutes les ramifications envisagées par les acteurs et finalement d'explorer « l'univers des options envisageables et des solutions auxquelles elles conduisent ». Elle fait « proliférer le social ». D'autre part, elle favorise l'apprentissage, résultant des échanges croisés entre savoir spécialisé et profane, qui peut déboucher éventuellement sur la modification des positions des différents protagonistes et plus fondamentalement sur l'évolution de leur identité.

Par évolution de l'identité, il faut entendre la transformation concomitante des caractéristiques objectives et subjectives qui servent à définir une personne, un groupe (p. 197). Un des exemples donnés est celui des myopathes qui n'existaient pas comme groupe identifié jusqu'à ce que des parents d'enfants malades se regroupent et commencent à documenter les occurrences de la maladie, à rapprocher des cas isolés et à faire pression pour que des chercheurs se penchent sur ces manifestations. Ainsi, petit à petit est apparue une catégorie médicalement reconnue. En même temps un travail était effectué afin de rendre visibles et acceptés dans la société ces enfants longtemps cachés aux yeux de tous. On peut ainsi considérer que l'identité actuelle des myopathes relève à la fois de l'identification d'un gène défaillant et des éléments subjectifs élaborés par les myopathes au fur et à mesure qu'ils découvraient cette composante objective.

Comme suggéré en introduction, la volonté des auteurs de suspendre les clivages traditionnels qui organisent les procédures politiques est une posture typique des *social studies of science,* qui ont fortement contribué à renouveler l'analyse de l'activité scientifique et plus largement celle des liens entre ces entités imposantes que l'on nomme « science », « social » et « politique ». Michel Callon est un important tenant en France, ainsi qu'au niveau international, de ce renouvellement de la sociologie des sciences. On peut considérer que « *Agir dans un monde incertain* » *(AMI)* s'inscrit clairement dans la lignée des travaux qu'il effectue depuis plus de deux décennies avec son ami Bruno Latour. Déjà en 1986, il invitait, dans un article devenu classique, à traiter de la même manière les faits techniques et sociaux : « l'observateur [doit abandonner] toute distinction a priori entre faits de Nature et faits de Société et [rejeter] l'hypothèse d'une frontière définitive séparant les deux». Il fallait donc que l'observateur accepte le fait de suivre les acteurs dans les inventaires qu'ils font, dans les relations qu'ils dessinent, plutôt que de leur imposer une grille d'analyse préétablie. Ce sont ces principes qui se retrouvent dans le livre lorsque les auteurs se mettent à suivre les participants aux différentes controverses et qu'ils invitent à considérer de manière symétrique l'activité du spécialiste et du profane.

Concernant ce souci de symétrie, il faut bien préciser, contre de mauvaises interprétations récurrentes, que les auteurs ne cherchent ni à délégitimer le travail scientifique ni à le subordonner simplement aux décisions du monde politique. Au contraire, ils lui reconnaissent des qualités propres tout en considérant que les résultats des spécialistes doivent pouvoir être confrontés avec les propositions des profanes afin d'enrichir le travail scientifique. Le principe de symétrie joue alors ainsi : il faut considérer qu'il existe à la fois une « recherche confi-

née » et une « recherche de plein air ». La recherche confinée est celle des scientifiques dans leur laboratoire. Le deuxième chapitre du livre est consacré à l'histoire de ce confinement, depuis le XVIIème siècle, ainsi qu'à la description des trois étapes de la « traduction » opérée par le travail de confinement (réduction du monde, exploration de ses qualités en laboratoire, réplication dans le monde des résultats). On s'aperçoit ainsi que le confinement n'est qu'une des manières de concevoir l'activité scientifique. Une manière très efficace certes, en particulier dans sa capacité à formaliser les problèmes, mais qui rencontre aussi de nombreuses limites : en aval du laboratoire dans l'aveuglement à certaines questions ; en amont, dans la difficile réplication dans le monde des résultats. Du coup, face à ces limites, s'élève la possibilité d'une collaboration avec l'autre forme de recherche qui est celle des acteurs en plein air, possédant l'avantage d'être familiers des lieux problématiques et fortement motivés par la résolution de problèmes qui les touchent personnellement. La collaboration permet alors l'enrichissement du travail scientifique en élargissant l'exploration des « mondes possibles », c'est-à-dire l'ensemble des solutions pratiques qui peuvent être envisagées.

Le reste du livre porte ensuite essentiellement sur l'analyse de procédures à même de favoriser ce dialogue. Le troisième chapitre indique que le dialogue va porter à la fois sur l'exploration des différents mondes possibles, suivant l'axe de la collaboration scientifique/profane et à la fois sur un autre axe portant sur la composition même du collectif. Sur ce deuxième axe, la porte va être ouverte à ceux normalement représentés politiquement mais dont la voix en l'occurrence ne se fait pas entendre. C'est ici la remise en cause du partage représentants/représentés. A nouveau la reconsidération de ce partage n'implique pas, comme pour la science, l'abandon de la représentation politique. Ce qui va être modifié ce sont les procédures de *représentation*, en particulier dans la manière et la fréquence dont elles organisent la *consultation* qui est l'élément décisif pour évaluer le caractère démocratique de la procédure. En particulier les différents « forums hybrides », en organisant la confrontation directe des différents groupes concernés, contribuent à remettre en question les procédures de consultation traditionnelles. Celles-ci, fondées sur l'élection des représentants sont marquées par un ensemble de réductions problématiques comme l'exclusion d'une partie des gens du droit de vote ou encore la réduction des choix possibles par l'élaboration de listes de candidats, etc. (p. 170).

L'élargissement de la consultation couplée à l'enrichissement des procédures scientifiques permet alors la « recherche d'un monde commun »: l'exploration active des différentes solutions qui vont permettre de recomposer le monde de manière satisfaisante pour tous. L'idée fondamentale derrière ces transformations est que la démocratie consiste essentiellement en la réorganisation continue des procédures qui la rendent possible. Il ne s'agit pas d'abolir la représentation ou le travail scientifique mais de les recomposer de manière à « démocratiser la démocratie ».

Le chapitre 5 est consacré à l'analyse plus précise des procédures pouvant organiser la démocratie dialogique. Plus précisément, les auteurs proposent un ensemble de critères pour évaluer le caractère plus ou moins dialogique de différentes procédures qui vont des « focus group » aux « conférences de consensus ». Toutes ces procédures se démarquent du sondage d'opinion ou du référendum (ou encore de nos « votations ») dans la mesure où elles ne se contentent pas d'agréger un ensemble d' « opinions individuelles » portant sur des questions à trancher sans la possibilité de remettre en chantier les aspects qui mériteraient plus d'information (pp. 213–215).

Une fois analysée la question des procédures qui organisent les débats, demeure encore le point essentiel du lien avec l'action politique. Dans cette dernière partie, les auteurs présentent une critique inté-

ressante du modèle traditionnel de la décision « tranchantes et tranchées » dont la démocratie dialogique ne peut s'accommoder (p. 263). La décision tranchée instaure un avant et un après, elle représente un acte unique, effectué par un acteur légitime, et clôturé par une autorité scientifique ou politique. A l'inverse, la démocratie dialogique, du fait de l'incertitude, ne se déploie pas de manière linéaire dans le temps. Elle va donc favoriser un mode de décision vu comme un processus itératif qui engage un réseau d'acteurs diversifiés et dont les mesures sont réversibles, ouvertes à de nouvelles formulations. (p. 307) La notion clé sur laquelle s'attarde le chapitre 6 est celle de la *précaution*. Les auteurs s'attachent à montrer en quoi cette notion, souvent mal définie, se différencie de la *prévention*, de *l'abstention ou encore* de la volonté d'instaurer le « risque zéro ». Une fois ces précisions apportées, la précaution apparaît alors comme le modèle de l'action « mesurée ». Elle s'appuie pour être engagée sur trois dispositifs qui sont la *vigilance*, *l'exploration* et le *choix des mesures*.

Cette exploration de la démocratie dialogique nous parait féconde par la manière dont elle questionne le lien entre science et politique. En particulier, elle nous rend attentifs au fait que des notions comme celle de *risque*, étroitement liée à la *prévention*, c'est-à-dire à l'activité qui vise à empêcher l'avènement d'une occurrence négative connue, renvoie en fin de compte à une forme démocratique particulière. Pour gérer des risques, il faut des *experts*, qui préparent des *décisions* tranchées prises par les *élus*. La prise en compte de la population comme ce qui permet, par exemple, d'identifier le « seuil d'acceptabilité des risques », tout comme la confrontation des points de vue d'experts, représentent des formes encore très pauvres de traitement démocratique de la technique. Il est clair que la démocratie dialogique est plus exigeante et d'ailleurs les expériences menées dans les conférences de consensus et autres « forums hybrides » montrent la nécessité d'aller plus loin. Mais jusqu'où peut-on aller avec le modèle proposé dans cet ouvrage ?

En conclusion de l'ouvrage, la démocratie dialogique est proposée comme modèle de démocratie à même de donner une place réelle aux minorités les plus diverses. Par là-même, elle permettrait de réaliser un pluralisme fort dans nos sociétés. Les procédures dialogiques permettraient de faire participer des « êtres encombrés ». Les auteurs s'opposent là à la prétendue nécessité de faire apparaître les personnes dans l'espace public dans un état de détachement (Rawls, Habermas, Arendt). Au contraire, ils prétendent que les personnes doivent être invitées dans les débats avec toutes leurs attaches (le myopathe viendrait avec ses machines, ses gènes particuliers, etc.).

Néanmoins, nous pensons que les analyses proposées dans le livre laissent en suspens un trop grand nombre de points essentiels pour arriver à penser une telle démocratie. En parcourant quelques-uns de ces points nous verrons apparaître les limites de la méthodologie adoptée.

Ami partage avec le dernier livre de Bruno Latour, *Politiques de la Nature*, une volonté commune de sortir de l'horizontalité caractéristique des analyses en terme de réseau où tous les éléments sont mis sur le même plan (ce qui est plus ou moins requis par l'exigence de traitement symétrique de toutes les entités présentes). Il ne suffit pas seulement d'explorer joyeusement le monde à la recherche des associations les plus incongrues, de faire « proliférer le social », mais il faut encore, dans un deuxième temps proprement politique, arrêter l'exploration et ordonner les différentes entités en présence. La hiérarchie ainsi effectuée correspondrait alors au moment de la considération de la valeur respective des différentes solutions. Toutefois, alors que l'on pouvait s'attendre à plus de développement sur le droit, institution essentielle pour stabiliser de telles hiérarchies, celui-ci demeure passablement absent. Il apparaît en filigrane et essentiellement dans son caractère procédural. Il nous semble que l'accent mis sur

la procédure – le dernier chapitre tente de démontrer le caractère équitable et efficace des procédures dialogiques – ne permet pas de saisir tout ce qui se joue dans l'ouverture des débats à un ensemble de voix minoritaires.

Tout d'abord, il manque une analyse en amont du processus. Si les personnes viennent avec leurs attaches, celles-ci se présentent dans un état déjà passablement retravaillé. Les études sur les controverses liées à l'environnement effectuées par Laurent Thévenot suggèrent qu' un travail très important est nécessaire pour faire entendre la voix et faire admettre, par exemple, les attaches d'un pêcheur du fond de la vallée d'Aspe dans un conflit d'eménagement de territoire. Il nous semble qu'il faudrait alors être plus attentif aux différentes manières dont les attaches de chacun peuvent être valorisées dans l'espace dialogique et ce que cela implique en retour sur l'asymétrie éventuelle des positions dans cet espace. Est-ce qu'elle pourrait être résolue simplement en s'assurant que chacun écoute bien l'autre ?

En continuant dans cette perspective, et en se déplaçant vers l'aval de la démocratie dialogique, il nous semble là encore que l'analyse est un peu courte. En effet, à la fois les auteurs délimitent le champ de la démocratie dialogique à des situations d'incertitude bien précises et à la fois ils espèrent qu'elle s'étende comme modèle de démocratie plus général. Néanmoins, ils ne résolvent pas vraiment le rapport entretenu entre les deux modèles de démocratie. Logiquement, ils considèrent qu'à un moment donné le fonctionnement d'une démocratie délégative peut réapparaître. « Logiquement », car il semble qu'au bout d'un moment la démocratie dialogique n'est plus tenable. Il n'est pas possible de maintenir toujours l'attention éveillée, le débat entretenu, et on ne peut pas demander à l'ensemble des citoyens de participer toujours et activement à la démocratisation de la démocratie ! Néanmoins le principe de réversibilité des mesures rend problématique le repos du citoyen. A ce moment quelle place est elle donnée au droit dans sa fonction de stabilisation du collectif (et non pas seulement d'organisation de la procédure de débat) ? A quel moment se fait le retour sur la démocratie délégative et quels sont alors les valeurs (les hiérarchies) qui vont être retenues ? Il manque ici les outils pour analyser cet espace fondamental où les débats vont porter sur des biens différents plus ou moins universalisables (qui on l'a vu émerge déjà avec la valorisation différentiée des attaches de chacun). L'exemple récurrent au long de l'ouvrage du myopathe est pratique car il semble évident qu'il y a là un *bien* réalisé à la fin de l'exploration quand les jeunes myopathes sont reconnus et intégrés dans la société. Toutefois, le caractère bon de cette transformation ne semble pas venir simplement de l'avènement d'une nouvelle entité dans la société : faire de la « prolifération du social » un bien en soi paraît quelque peu problématique. Certainement que les acteurs avancent d'autres justifications pour légitimer leurs positions.

Du coup, on a l'impression que la question, fondamentale pour le politique, de l'établissement et de la stabilisation de hiérarchies n'est pas véritablement traitée. La démocratie dialogique représente certes une piste très importante pour la réflexion contemporaine sur les problèmes du rapport entre science et politique, et les efforts vers un pluralisme plus soutenu sont à soutenir. Néanmoins, la réponse simplement procédurale semble insatisfaisante dans la mesure où elle ne permet pas d'adresser un ensemble de points fondamentaux pour analyser la question du politique et du pluralisme. Afin de charger les êtres humains de toutes leurs attaches et de leur donner ainsi une place dans la société, il faut plus que simplement les amener sur une place de débat, certes sophistiquée, mais où finalement ils ne deviennent plus que des « intérêts », portés par des porte-parole déjà conformes aux attentes de la procédure. Il faut alors sortir de la procédure et explorer directement le passage délicat du silence à la parole.

Références bibliographiques

Callon, Michel, 1986, « Eléments pour une sociologie de la traduction : la domestication des coquilles Saint-Jacques et des marins pêcheurs dans la baie de Saint-Brieuc », in *L'Année Sociologique*, 36, pp. 169–208.

Thévenot, Laurent (with C. Lafaye, M. Moody), 2000, « Forms of Valuing Nature : Arguments and Modes of Justification in French and American Environmental Disputes », in Lamont Michèle and Thévenot Laurent, Eds., Rethinking comparative Cultural Sociology : Repertoires of Evaluation in France and the United States, Cambridge : Cambridge University Press, pp. 229–272.

Luca Pattaroni
Centre d'étude, de technique et d'évaluation législatives (CETEL), Faculté de droit, Université de Genève / Groupe de sociologie politique et morale (GSPM), EHESS, Paris
Adresse courrier : CETEL - Faculté de droit, Université de Genève, 102, bd Carl-Vogt, 1211 Genève 4